Vom Adel.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(15. Fortsetzung.)

„Haben Sie die, für deren verletzte Ehre Sie eingetreten sind, wieder gesehen?"

Eine leichte Röthe glitt über Platen's blasses Gesicht hin.

„Nein: auch sie ist schwer erkrankt. Ich werde in wenigen Tagen die Stadt verlassen, zuvor hoffe ich sie jedoch noch zu sehen. Ich bin mit ihrem Onkel bekannt."

„Sie ist in der vergangenen Nacht entflohen," bemerkte der Freiherr.

Der Lieutenant fuhr überrascht, fast erschreckt auf.

„Entflohen?" rief er. „Weshalb?"

Der Freiherr theilte ihm mit, was er wußte.

Platen schritt erregt im Zimmer auf und ab, er konnte nicht verbergen, wie es in ihm stürmte.

„Kannten Sie Elsa Stein näher?" fragte der alte Herr.

„Nein, und doch begreife ich sie. Ihr Stolz ist so tief verletzt, daß sie es nicht ertragen kann. Sie hat sich in dem engen Kreise gedrückt gefühlt und sehnt sich hinaus in das Leben, weil sie in den Wogen desselben Beruhigung zu finden hofft. Weil ich wußte, daß das frevelhafte Spiel des Barons sie tiefer kränken werde, als hundert andere Mädchen, deshalb suchte ich demselben entgegenzutreten. Wohl haben mehrere meiner Kameraden gesagt, ich habe keine Berechtigung dazu gehabt, ich glaube indessen, jeder Mann ist nicht allein berechtigt, sondern sogar verpflichtet, die Ehre eines unbescholtenen Mädchens zu schützen. Einst war es so, und das Gute stirbt nicht!"

Er hatte diese Worte mit innerer Erregung gesprochen. Der Freiherr streckte ihm die Hand entgegen.

„Schlagen Sie ein!" rief er. „Unsere Gesinnung trifft zusammen. Ich habe die Wette meines Neffen eine ehrlose That genannt und ehrlos war sie, sie hat sich schwer an ihm gerächt, allein die härteste Strafe trifft ihn nicht unverdient! — Nun gestatten Sie mir eine Frage: Sie haben Elsa Stein geliebt?"

Platen wandte sich ab, um die Röthe seines Gesichtes zu verbergen.

„Sie dürfen mir vertrauen," fuhr der kleine Herr fort. „Nicht Neugierde treibt mich zu dieser Frage, ich würde nicht in das Geheimniß Ihres Herzens dringen, wenn ich mit dem unglücklichen Mädchen nicht das innigste und aufrichtigste Mitleid empfände. Sie ist entflohen, um sich durch eigene Kraft eine Lebensstellung zu erringen, sie hofft Beruhigung und Vergessen dadurch zu finden, und doch glaube ich, daß es nur ein einziges Mittel gibt, durch welches sie Beides erlangen wird."

„Und welches ist dies Mittel?" fragte Platen.

„Die Liebe. Sie allein kann das Geschehene in Vergessenheit hüllen, nur durch sie kann Elsa wieder glücklich werden!"

Noch immer zögerte Platen mit der Antwort.

„Ja, ich liebe sie!" rief er endlich. „Ich verstand mein eigenes Herz noch nicht, als ich, um sie zu schützen, Seldiß entgegentrat, als ich aber Wochen lang den Schlaf von mir scheuchte, da trat immer und immer wieder ihr Bild vor mich hin, und es war mir jedesMal, als ob ich Beruhigung empfände. Da erst bin ich mir bewußt geworden, daß ich sie liebe, heiß und innig, daß es ohne sie kein wahres Glück für mich giebt! Nun meine Lippen einmal das Geheimniß, welches ich still in mir verbergen wollte, verrathen haben, kann ich Ihnen auch gestehen, wie sehr ich gekämpft habe, um diese Liebe in mir zu unterdrücken. Je mehr ich jedoch bemüht war, um so leidenschaftlicher flammte sie auf! Ich wollte an Elsa nicht mehr denken, und doch beschäftigten meine Gedanken sich nur mit ihr!"

„Und weshalb wollten Sie sie vergessen?" warf der Freiherr ein.

„Habe ich als Krüppel noch ein Recht, um ihre Liebe zu werben?"

„Sie haben ihretwegen Ihren Arm verloren. Gibt Ihnen dies nicht einen Anspruch auf Elsa's Dankbarkeit und Liebe?"

„Ich befürchte, sie wird anders denken," gab Platen zur Antwort, da er die Hoffnungen nicht so schnell in sich aufkommen lassen mochte.

„Nein, — nein!" fuhr der kleine Herr fort. „Sie sind für sie eingetreten, als Sie ihre Ehre beleidigt glaubten, suchen Sie sie jetzt aufzufinden und zu retten, denn ich befürchte, sie ist dem Kampfe mit dem Leben nicht gewachsen. Ihre Mutter will nicht, daß die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen werde, und ich bin zu alt, um diese Aufgabe zu übernehmen."

Diese Worte hatten in dem Lieutenant gezündet.

„Ich will sie aufsuchen und zu ihrer Mutter zurückführen!" rief er. Sein Kopf richtete sich empor, neue Kraft schien ihn zu erfüllen. „Keine Mühe will ich scheuen, um ihre Spur zu entdecken, keine Ruhe mir gönnen, bis es mir gelungen ist!"

Das Auge des Freiherrn leuchtete; er reichte Platen die Hand.

„Nun werden Sie mir auch gönnen, daß ich daran Theil nehme," sprach er. „Ich sehe es als einen Beweis Ihres Vertrauens an, daß Sie meine Hülfe nicht zurückweisen, ich stelle Ihnen die reichsten Mittel zur Verfügung, — nehmen Sie dieselben an, und wäre es nur, um Ihre Aufgabe zu erleichtern!"

„Gut!" rief Platen, indem er die Hand des Alten erfaßte, „wenn ich der Hilfe bedarf, so werde ich mich nur an Sie wenden."

„Und wann, — wann werden Sie Ihre Aufgabe beginnen?"

„Heute noch!" gab Platen zur Antwort. —

Die Besorgniß der Geheimräthin mehrte sich von Tage zu Tage; dennoch sträubte sie sich noch immer, die Hilfe der Polizei anzurufen; hoffte sie doch jeden Morgen, daß Elsa an dem Tage heimkehren oder Kunde von sich geben werde, und wenn dann der Abend hereinbrach, ohne daß ihre Hoffnung erfüllt wurde, richtete sie dieselbe wieder auf den folgenden Tag, um durch ihn in gleicher Weise enttäuscht zu werden.

Daß Platen es unternommen, die Entflohene aufzusuchen, hatte der Freiherr ihr verschwiegen. Er hoffte mit aller Zuversicht, daß des Lieutenants Bemühungen gelingen würden, und wollte sich die Freude nicht versagen, die Tochter der Mutter wieder zuzuführen.

Aber auch seine Hoffnung wurde auf eine harte Probe gestellt, denn Woche auf Woche schwand dahin, ohne daß die geringste Spur von Elsa entdeckt wurde. Platen setzte ihn von seinen Bemühungen in Kenntniß, derselbe reiste von Stadt zu Stadt, all' seine Nachforschungen waren jedoch vergebens gewesen.

„Ich weiß nicht mehr, wo ich sie suchen soll," schrieb er. „Hätte ich nur die geringste Spur von ihr entdeckt, so würde ich nicht ermüden; jetzt erfaßt mich oft die bange Besorgniß, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht hat. Ich will diesen Gedanken von mir scheuchen, immer kehrt er wieder!"

Und auch dem Freiherrn drängte sich diese Befürchtung auf. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht gegen den Willen der Geheimräthin die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen. Vielleicht kam dieselbe auch jetzt noch nicht zu spät. Schnell entschlossen, fuhr er zur Stadt, um den Polizeikommissär Pitt aufzusuchen.

„Sie allein können helfen," sprach er zu dem Commissär, als er ihm Alles mitgetheilt hatte. „Ihnen wird es gelingen, zu entdecken, wo die Unglückliche geblieben ist."

„Können Sie mir eine Photographie der jungen Dame verschaffen?"

„Dieselbe soll morgen in Ihrem Besitze sein."

Der Freiherr kehrte zu seinem Gute zurück. Die Bestellung der Felder nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch, und es war gut für ihn, denn bei weniger Beschäftigung wäre er noch mehr von Sorgen gequält worden. Noch immer leitete er Malten's Gut und war bemüht, Emmy und deren Mutter den Verlust, der sie betroffen, vergessen zu machen.

Dann suchte er die Geheimräthin zu beruhigen, und der Professor schrieb ihm die verzweiflungsvollsten Briefe, weil von Elsa noch immer keine Spur entdeckt war.

Mit unermüdlichem Eifer hatte Platen nach der Entflohenen geforscht; er war von Stadt zu Stadt gereist, um sie zu suchen, immer fester wurzelte sich die Liebe zu Elsa in seinem Herzen, je mehr Schwierigkeiten sich ihm entgegen stellten. Schon mehr als einmal hatte er die Hoffnung, sie je zu finden, aufgegeben, und dann raffte er sich wieder zu neuem Eifer auf. Gelang es ihm, sie zu finden und ihre Liebe zu erwerben, dann waren seine Bemühungen auf das Reichste belohnt.

Völlig erschöpft langte er in einer kleinen Stadt an und fühlte sich zu schwach, um weiter zu reisen. Einige Tage mußte er sich wenigstens Ruhe gönnen. Er dachte nicht daran, Elsa's Spur an diesem Orte nachzuforschen, denn was sollte sie hierher geführt haben.

Länger als er erwartet hatte, mußte er an diesem Orte bleiben, weil er sich nur sehr langsam erholte. Die Zeit währte ihm lange, je mehr sein unruhiger Sinn ihn weiter trieb. Den ganzen Tag über blieb er in seinem Zimmer und nur des Abends begab er sich in das Gastzimmer. Zwar setzte er sich auch dort allein an einen Tisch, allein ihn unterhielt doch das Gespräch, welches die Gäste an dem Stammtische führten, da es auf kurze Zeit alle anderen Gedanken von ihm scheuchte.

Der Wortführer an dem Stammtische war ein kleiner, wohlbeleibter Herr, dessen listige, verschlagene Augen deutlich verriethen, daß er mit den einfachen Gästen seinen Scherz trieb. Dieser Mann war Theaterdirektor einer kleinen Schauspielertruppe, welche eben in dem Städtchen Vorstellungen gab.

„Wie ist es aber möglich gewesen, daß Ihre Gesellschaft nicht immer eine — gleich gute geblieben ist?" fragte einer der Gäste, ein Apotheker, indem er den Direktor in der Erzählung von dem einstigen Glanze und Größe seiner Gesellschaft unterbrach.

Die Brauen des Theaterdirektors zogen sich zusammen, dieser Einwurf schien ihm nicht gelegen zu sein, er besaß indessen die vorzügliche Eigenschaft, sich durch nichts in Verlegenheit bringen zu lassen. Er wollte grob antworten, er besann sich jedoch eines Anderen.

„Wie es möglich gewesen ist, werden Sie doch nicht begreifen, wenn ich es Ihnen auseinandersetzen wollte," entgegnete er ruhig. „Ich will es Ihnen aber durch ein Beispiel zu erklären suchen. Denken Sie den Fall, Ihre Apotheke blühte in so außerordentlicher Weise, daß Sie 20 Gehilfen halten müßten, nun träte plötzlich die Wendung ein, daß außerdem Niemand mehr krank würde. Würde es Sie dann in Erstaunen setzen, wenn Ihre Apotheke zurückginge? Sehen Sie, so ist es mir auch gegangen. Es giebt keine tüchtigen Schauspieler mehr, und das Publikum hat das Interesse für das Theater verloren, es ist vorbei mit der Kunst. Ich spiele hier nur zweimal wöchentlich, und doch ist das Haus jedesmal leer. Wer geht hier in das Theater, — Niemand, Sie selbst am wenigsten. Ich mache alle Anstrengungen, welche ein tüchtiger Director nur machen kann, — was hilft es! Kann ich Kräfte schaffen, wenn es keine giebt? Ich hatte vor vierzehn Tagen die neue Schauspielerin, die Gabriele Bollmann, engagirt, ich setzte Hoffnung auf sie, denn sie ist schön, ihre Gestalt ist groß und schlank, allein gefällt sie? Sie ist zweimal aufgetreten, und jedesmal hat sie mißfallen."

„Es ist eine Anfängerin, welche noch gar nicht zu spielen versteht," bemerkte der Apotheker.

„Sie wird es nie lernen," fuhr Wullen fort. „Welche Mühe habe ich mir mit ihr gegeben, um ihr die Rollen einzustudiren; sie ist gebildet, es fehlt ihr nicht an Kenntnissen, allein sie hat nicht das geringste Talent für die Bühne. Sie wird morgen Abend zum dritten Male auftreten, gefällt sie dann wieder nicht, so schicke ich sie sogleich fort. Ich habe es ihr bereits angekündigt, denn ich ruinire mich selbst durch solche Versuche. So ist es mir aber schon sehr oft ergangen."

„Und was wird dann wohl aus der unglücklichen Person?" fragte der Apotheker.

„Das ist nicht meine Sorge," gab Wullen zur Antwort. „Weshalb geht sie zur Bühne, wenn sie kein Talent besitzt! Ist die Bühne vielleicht ein Institut, um Unfähigen ein Unterkommen zu sichern? Oder kann ich diese Verpflichtung übernehmen? Ich habe der Kunst bereits sehr große Opfer gebracht, hätte ich es nicht gethan, so brauchte ich nicht hier zu sitzen, sondern könnte als reicher Mann leben, wo ich wollte, Hunderttausende von Thalern habe ich für die Kunst hingegeben, und doch bin ich nicht im Stande gewesen, sie aufrecht zu erhalten, das hat mir aber auch das Mitleid mit dem Einzelnen geraubt, — er mag untergehen, wenn er kein Talent besitzt!"

Platen hatte der Unterhaltung schweigend zugehört. Er kannte das Elend, welches meist an den kleinen Bühnen herrscht, und unwillkürlich empfand er Mitleid mit dem jungen Mädchen, welches am folgenden Tage zum dritten Male auftreten sollte und dessen ganzes Lebensgeschick vielleicht an dem einen Abende entschieden wurde.

Konnte er dem Director, dessen Züge einen so rohen Ausdruck hatten, ein Urtheil über des Mädchens Befähigung zutrauen? War es möglich, daß die Unglückliche unbefangen spielte, wenn sie wußte, daß von dem größeren oder geringeren Beifall, den sie fand, ihr Geschick abhing? Er konnte den Bewohnern dieser kleinen Stadt kein Urtheil zutrauen, vielleicht besaß das junge Mädchen viel Talent und mißfiel hier dennoch, weil sie nicht verstanden und begriffen wurde.

Diese Gedanken fuhren durch seinen Kopf hin, und er beschloß, am folgenden Abende das Theater zu besuchen, so wenig er die kleinen Bühnen auch liebte, da er aus Erfahrung wußte, daß das Meiste auf ihnen entstellt erscheint, daß sie eine Entweihung der Kunst sind.

Fast hätte er am folgenden Abende seinen Entschluß wieder aufgegeben, denn das Wetter war unfreundlich. Der Wind trieb Regen und Schnee an die Fenster und schien Jeden zu mahnen, in dem warmen Zimmer zu bleiben. Da trat der Wirth zu ihm und theilte ihm mit, daß eine Schauspielerin Alles aufbiete, um das Engagement des jungen Mädchens zu verhindern, weil sie befürchte, in ihrer Stellung dadurch erschüttert zu werden. Sie habe Billets vertheilt, damit die Unglückliche, die ohnehin sehr befangen sei, sofort bei ihrem Auftreten mit Zeichen des Mißfallens empfangen werde. Durch einen Schauspieler, der bei ihm verkehrte, hatte er dies erfahren. „Es giebt ja nirgends mehr Intriguen und Gehässigkeiten, als unter den Schauspielern," fügte er hinzu. „Die Schauspielerin soll schon mehrere junge Mädchen, namentlich wenn sie hübsch waren, durch solche Intriguen fortgebracht haben, sie beherrscht außerdem den Director und will allein die jugendlichen Gestalten spielen, obschon sie weder jung noch schön ist."

Platen hüllte sich in seinen Mantel und verließ das Haus. Der Wirth hatte ihm den Theaterzettel gegeben, auf demselben stand „Kabale und Liebe." Die Rolle der Louise war durchgestrichen und unten stand mit Rothschrift geschrieben: „Louise — Fräulein Gabriele Bollmann als Gast."

Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte ihn, als er den Saal betrat, in welchem die Bühne aufgeschlagen war, auf welcher Schiller's Trauerspiel gespielt werden sollte. Wie eng und ärmlich war Alles. Das Publikum zählte nicht fünfzig Köpfe. War es möglich, daß in diesem Raume und bei diesen Zuhörern ein Talent sich zeigen und entwickeln konnte, mußte nicht die ganze Umgebung, bis auf die qualmenden Oellampen herab, demüthigend, lähmend, ja vernichtend einwirken?

Er hatte für den ersten Platz bezahlt, mochte denselben jedoch nicht betreten, sondern blieb im Hintergrunde stehen. Vor ihm saßen mehrere Burschen von sechzehn bis achtzehn Jahren.

„Ich zische, sobald sie auftritt," hörte er den Einen sagen.

„Nein, ich will das Stück erst sehen, zum Schlusse pfeife ich sie aus," bemerkte ein Anderer.

„Wir sollen zischen, sobald sie erscheint," warf ein Dritter ein. „Sie soll gar nicht spielen, — eine Andere soll für sie eintreten."

Die Burschen einigten sich endlich dahin, die Auftretende sofort mit Zischen zu empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

— Bescheiden. Richter (zu einem Alten): „Das ist ja richtig, Sie werden nicht mehr viel arbeiten können!... Aber müssen Sie denn da stehlen?" Alter: „Na, a' bisserl a' Beschäftigung, Herr Gerichtshof, will man doch haben!"

— Zinsverlust. Braut: „Sei doch nicht so ärgerlich, daß wir wegen des Trauerfalles unsere Hochzeit um drei Monate verschieben müssen! Was macht denn das?" Bräutigam: „Zu vier Prozent gerechnet, mindestens fünfhundert Mark!"

Die drahtlose Telephonie.

Ihr Wert dürfte im Schiffsverkehr höchste Bedeutung erlangen.

In den 90er Jahren wurde in Fachkreisen bekannt, daß deutsche Physiker erfolgreiche Versuche gemacht hätten, unter Benutzung der „Hertzschen Wellen", die die drahtlose Telegraphie ermöglicht haben, auch telephonische Gespräche auf drahtlosem Wege über kleine Entfernungen zu führen. Am Wannsee bei Berlin wurden die ersten aufsehenerregenden, wenn auch praktisch noch kaum in Betracht kommenden Ergebnisse auf diesem Gebiete erzielt. Es handelte sich zunächst nur um Gespräche über höchstens 200 Meter Entfernung. Erst nachdem Ruhmer das ursprünglich benutzte Bellsche Photophon durch die Simonsche sprechende Bogenlampe ersetzt hatte, gelang es, die Reichweite der drahtlosen Gespräche unter fortgesetzter Verbesserung der technischen Anordnungen allmählich bis auf etwa 10 Kilometer zu steigern.

Nachdem sich dann die Berliner Telefunken-Gesellschaft und ihr technischer Direktor Graf Arco der hoch bedeutsamen Erfindung angenommen hatten, wurden innerhalb weniger Jahre die Leistungen derartig verbessert, daß schon 1913 erfolgreich versucht werden konnte, drahtlose Gespräche zwischen Berlin und Wien zu führen. Einer Einführung in die Praxis des öffentlichen Verkehrs stand jedoch zunächst noch die Kostspieligkeit der Anlage und des Betriebs hindernd im Wege.

Im Kriege ist die drahtlose Telephonie in Deutschland wenig gefördert worden, da ein militärisches Interesse für die Erfindung nicht bestand. Im Ausland sind jedoch in dieser Zeit bedeutende Fortschritte, ebenso wie in der Ausgestaltung der drahtlosen Telegraphie, erzielt worden. Insbesondere die Verwendung des ursprünglich vom Amerikaner de Forest erfundenen, aber erst in Deutschland von der Telefunken-Gesellschaft ausgestatteten und voll leistungsfähig gemachten „Andion", eines wundervollen Apparates, der die leisesten Geräusche fast unbegrenzt zu verstärken und zu verdeutlichen gestattet, hat die Ausnutzung der elektrischen Wellen sowohl für die drahtlose Telegraphie wie Telephonie außerordentlich gefördert. Im Frühjahr dieses Jahres wurde gemeldet, der Marconi-Gesellschaft seien die ersten drahtlosen Versuchs-Telephongespräche zwischen Irland und Kanada über den Ozean hinweg gelungen. Hier bietet sich also ein neues Feld der Technik von wahrhaft unabsehbarer Bedeutung.

Sogleich mit dem Eintritt des Waffenstillstandes und Friedens haben dann auch die deutschen Ingenieure das im Kriege scheinbar vernachlässigte Problem aufs neue mit größtem Eifer in Angriff genommen. Sie haben dabei ungemein rasch derartig gute Ergebnisse zu verzeichnen gehabt, daß wir schon jetzt behaupten können: wir stehen unmittelbar vor einer praktischen Verwendung der drahtlosen Telephonie in großem Umfang. Es läßt sich dies um so zuversichtlicher vermuten, als auch die Rentabilitätsfrage gelöst zu sein scheint. Die ehedem so kostspieligen Anlagen lassen sich heute, trotz der starken Geldentwertung, verhältnismäßig billig herstellen, und ihre Leistungsfähigkeit ist dabei gegenüber der Vorkriegszeit beträchtlich ewachsen. In bescheidenem Maßstab findet die von der Telefunken-Gesellschaft durchgebildete drahtlose Telephonie bereits gegenwärtig praktische Anwendung, sowohl in Deutschland wie im Ausland, vornehmlich in Schweden. Eine Nutzbarmachung in großem Stile dürfte nicht mehr fern sein.

Daß die normale Drahttelephonie oder auch die drahtlose Telegraphie durch die erstaunliche Entwicklung der drahtlosen Telephonie irgendwie nennenswert geschädigt werden können, erscheint völlig ausgeschlossen. Ein Nachteil des drahtlosen Fernsprechens gegenüber allen anderen Möglichkeiten des Schnell-Nachrichtenverkehrs besteht bisher darin, daß man zunächst noch kein vollständiges Mittel zur Geheimhaltung der geführten Gespräche hat. Jede mit den entsprechenden Einrichtungen versehene Empfangstation im Gebiet der Reichweite der Aufgabestation vermag, wenn sie will, ein geführtes Gespräch mitabzuhören.

Dieser Nachteil ist aber für gewisse Anwendungsgebiete ein offensichtlicher und bedeutender Vorzug. Gewisse für die breitere Oeffentlichkeit bestimmte Nachrichten, wie Börsenmeldungen, Wettervorhersagen, Sturmwarnungen, Reporternachrichten, offizielle Bekanntmachungen usw. können auf diese Weise fortan in einem einzigen Telephongespräch einer beliebig großen Menge von Interessenten bekanntgegeben werden. Daß sich damit eine ganz gewaltige Entlastung des landläufigen Telegraphen- und Telephonbetriebes bei unverminderter Leistungsfähigkeit erzielen läßt, liegt auf der Hand. Die Verwendungsmöglichkeiten sind um so vielseitiger, als man auf dem besten Wege ist, mit Hilfe des Andion ankommende Fernsprechnachrichten derartig laut vernehmbar zu machen, daß sie ein großer Kreis von Personen, etwa eine Volksversammlung, gleichzeitig zu vernehmen vermag. Was für Perspektiven sich hier in Zukunft etwa des politischen Versammlungswesens bieten, sei nur angedeutet.

Ihren bedeutendsten Wert wird aber die drahtlose Telephonie wohl auf demjenigen Gebiete erlangen, auf dem die gewöhnliche Drahttelephonie vollkommen versagt: im Verkehr zwischen Schiff auf hoher See und Land. Bei den heutigen bescheidenen Kosten einer drahtlosen Telephonanlage ist die Zeit abzusehen, da jegliches Seeschiff, bis zu den kleinsten Fischerfahrzeugen und Küsten-Motorbooten hinab, von Bord aus in Fahrt mit einer beliebigen Landstation zu telephonieren vermag. Welche Entfernungen dabei zu überwinden sind, hängt natürlich von der jeweiligen Größe der Stationen ab. Theoretisch aber ist das Problem anscheinend schon jetzt gelöst, überseeische Gespräche auf tausende von Kilometern Entfernung zu hören, und die Möglichkeit eines Telephongespräches zwischen Deutschland und Amerika erscheint heute durchaus nicht mehr phantastisch. Dabei ist zu beachten, daß die drahtlosen Ferngespräche vor den uns sonst geläufigen den nicht zu unterschätzenden Vorzug voraus haben, daß sie frei von allen störenden Nebengeräuschen sind und sich demgemäß, sobald sie nur laut genug sind, durch prachtvolle Deutlichkeit auszeichnen.

Innerhalb weniger Jahre dürften wir jedenfalls auf dem Gebiete der Telephonie epochemachenden Wandlungen entgegengehen.

(Der Tag.)

Das silberne Glöcklein.

Skizze von W. Rosen.

Im Herrenhause von Klarenberg stand im Rokokosalon auf einem zierlichen, geschnitzten Kästchen neben vielen anderen Nippsachen ein kleines silbernes Glöcklein. Alle die Meißener Figürchen neben ihm hatten einen viel höheren Wert, und doch wurde das kleine silberne Glöcklein mit seinem leisen, hellen Tone wie ein teures Erbstück im Hause hochgehalten. Es stammte aus Urgroßvaters Zeiten. Dieser hatte es einmal in einer übermütigen Laune von einem wandernden Händler für seine Frau erstanden, und diese hatte das zierliche Ding auf das Kästchen im Rokokosalon gestellt.

So oft sie nun in das Zimmer trat, nahm sie das Glöcklein in die Hand und ließ den kleinen Klöppel an die silbernen Wände hallen, und sie glaubte kein totes Ding zu halten, wenn die zarte Stimme klang und das Metall vibrierte, als ob warmes Leben in dem Glöcklein pulsierte. So hatte die Großmutter ihren atemlos horchenden Enkeln erzählt.

Und dann hatte eines Abends, als die gesamte Familie im Nebenzimmer versammelt war, plötzlich das Glöcklein, ohne daß es berührt worden wäre, ganz leise geklungen, und in derselben Nacht war die Urgroßmutter am Schlage gestorben. Nach Jahresfrist klang es wieder, da wurde deren Sohn von einem scheuen Pferde zu Tode geschleift. Seitdem, ein Jahrhundert hindurch, stand das silberne Glöcklein auf dem Kästchen im Rokokosalon, und wenn es wieder klang, schloß ein Mitglied derer von Klarenberg bald darauf die Augen zum letzten Schlaf.

In scheuer Ehrfurcht, wie das Geschick des Hauses, ward das Glöcklein geehrt, und selbst harte Männer, rauhe Soldaten fühlten sich so eigen beklommen beim Anblicke des kleinen, unscheinbaren Dinges auf dem Kästchen im Rokokosalon. Wann würde es wieder klingen und wem galt es dann?

Ein Onkel des jetzigen Herrn von Klarenberg war einst als junger Offizier, nachdem seine Mutter den Gästen von dem Glöcklein erzählte, aufgestanden und hatte im Uebermute das Glöcklein geläutet. Als er es auf das Kästchen wieder niedersetzte, klang es eine ganze Weile fort. Mit zitternden Lippen hatte er einen Scherz gemurmelt, indes seine Mutter tief erblaßte. Zwei Tage später erschoß der junge Offizier auf der Jagd aus Unvorsichtigkeit seinen besten Freund und im verzweifelten Schmerze darauf sich selbst.

Wie ein Altar war das Kästchen im Rokokosalon in Klarenberg, und keines Dienstboten Hand wagte an silberne Glöcklein zu rühren.

In der Nähe der Stadt Harzbach hatten die Gutsbesitzer der Umgebung, sowie einige Sportfreunde aus der Stadt vor kurzem einen Trabrennplatz angelegt, und schon in einigen Wochen sollte das erste Rennen stattfinden. Von hohen und höchsten Persönlichkeiten waren dem Ausschuß zahlreiche Ehrenpreise zugekommen, und die besten Pferde des In- und Auslandes waren zum Rennen angesagt. Tag für Tag war auf dem Rennplatz schon jetzt ein reges Leben. Die einheimischen Pferdebesitzer trainierten ihre Tiere. Auch ein zahlreiches Publikum fand sich bereits ein, teils aus Neugierde, teils aber in dem Bestreben, sich heute schon über die Tüchtigkeit der Pferde zu unterrichten, um dann am Tage des Rennens beim Totalisator sein Glück zu machen.

Einer der eifrigsten Sportsmänner, zugleich Obmann des Trabrennvereins, war der Baron von Klarenberg, dessen Anregung hauptsächlich die Errichtung des Rennplatzes bei Harzbach zu verdanken war.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war Baron Klarenberg auf dem Platze und überwachte das Trainieren seiner Pferde.

Da Klarenberg von Harzbach ziemlich entfernt war, wohnte der Baron im Hotel in Harzbach und fuhr nur wöchentlich einmal, gewöhnlich Sonntags, nach Hause. War die Tagesarbeit vorüber, versammelten sich die Sportsleute gegen Abend im Gasthof, wo eifrigst die Aussichten der einzelnen Pferde besprochen wurden.

Wieder saß man abends zusammen. Einer der fremden Herren hatte soeben dem Baron Klarenberg gegenüber seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, hier ein so vorzügliches Pferdematerial vorgefunden zu haben, besonders seine, des Barons Pferde, seien ausgezeichnete Tiere.

Baron Klarenberg lächelte geschmeichelt. Da plötzlich ging ein jähes Erblassen über seine Züge. Ganz deutlich hatte er ein leises fernes Klingen gehört. Das silberne Glöcklein, zuckte es in höchstem Schrecken durch sein Gehirn. „Unsinn," er suchte den Aufruhr in seinem Innern zu beruhigen, „es ist gut, daß das Rennen bald ist, ich würde sonst noch lernen, was Nerven sind."

Eine Stunde später brachte der Kellner dem Baron eine Depesche. Hastig riß er sie auf.

„Hans schwer erkrankt, komme sofort! Klara."

Baron Klarenberg starrte auf die wenigen Worte. Sein einziger Sohn schwer erkrankt, vor kaum drei Tagen hatte er ihn in blühender Gesundheit und Jugend verlassen. Was war geschehen? Wie war das möglich? Schwer erkrankt. Vielleicht schon — er wagte es nicht, das Furchtbare auszudenken, aber wieder durchschauerte es ihn: Das silberne Glöcklein. Ein Klarenberg muß sterben.

Nun sprang er auf, murmelte einige Worte und verließ das Zimmer. Dann rief er: „Herr Wirt!"

„Herr Baron?"

„Ich muß sofort nach Hause."

„Es fährt nämlich jetzt kein Zug mehr."

„Ich weiß, also verschaffen Sie mir einen Wagen, nehmen Sie ihre besten Pferde! Aber schnell! Ich hafte für Wagen und Tiere."

Zehn Minuten später trat Baron Klarenberg an den Wagen heran: „Kutscher, es sind fünf Stunden nach Klarenberg, und fahren Sie die Strecke in drei und einer halben Stunde, bekommen Sie tausend Mark. Schonen Sie die Pferde nicht, auch wenn sie am Ziel zusammenbrechen, nur Klarenberg müssen wir unbedingt erreichen."

Der Wagen rasselte über Harzbachs Pflaster, rollte auf die Landstraße hinaus, und dahin ging die wilde Fahrt. In dem schärfsten Trab liefen die beiden jungen Tiere.

Tausend Mark. Der Kutscher weiß, daß er die Rosse opfern muß, aber tausend Mark sind für ihn ein Vermögen.

Unerträglich langsam ging dem Mann, der im Wagen saß, die Fahrt. Baron Klarenberg hatte nur einen Gedanken, und der eilte dem Galopp der Pferdehufe weit voraus. Was ist auf Klarenberg geschehen? Schneller, schneller, möchte er in seiner Unrast rufen, doch muß er sich gedulden.

Zwei Stunden vergingen, zwei endlose Stunden. Schon waren die Pferde mit Schweiß bedeckt, und kleine weiße Schaumflocken flogen von ihren Nüstern und zergingen auf dem Mantel des Kutschers.

Baron Klarenberg starrte in das Dunkel voraus. Er kannte die Landschaft. Schon waren sie weit über die Hälfte. Wieder eine Stunde. Bald würde die Eisenbahnüberführung kommen, und dann wären sie auf dem so lange ersehnten Klarenberger Boden.

Plötzlich sinkt der Baron mit geisterbleichem Gesicht in die Polster zurück. Denn wiederum hatte er einen hellen feinen Ton gehört.

Sein Herzschlag stockte. — Zum zweitenmale das silberne Glöcklein.

„Schneller, schneller!" schrie er mit heiserer Stimme in wahnsinniger Angst.

Der Kutscher peitschte auf die Pferde. Die armen Tiere nahmen ihre letzten Kräfte zusammen, heftig schlugen die Flanken und die Lungen keuchten, aber vorwärts ging es, immer vorwärts.

Nun fiel der Flackerschein der Wagenlaternen auf die Bahnlinien und spiegelte sich in den blankpolierten Schienen. Da von links ein markerschütternder Ruf: Halt, halt, zurück!

Der Kutscher und Baron Klarenberg sahen in zwei blendende Lichter, die Rosse bäumten sich hoch auf und machten einen Satz nach vorn.

Der Bahnwärter hatte es in der Nacht unterlassen, die Schranken niederzulassen. Um eine scharfe Kurve brauste mit voller Geschwindigkeit der Nachterpreß heran. Der Wagen stand mitten auf dem Geleise. — —

Eine Sekunde später was Haus Klarenberg im Mannesstamm erloschen.

Späne.

Die Phrase ist die Lüge in einer Salonausgabe.

Auch in der Liebe gibt es Handwerker und Künstler.

Reich zu sein ist keine Kunst, wohl aber es zu werden.

Ein Trust läßt sich am besten nach seinen Gesellschaften beurteilen.

Es ist leicht, sich einen Namen zu machen, wenn man Graveur ist.

Der Mann glaubt, er weiß alles — die Frau aber weiß es besser.

Das Geschick und das Zweirad, beide werfen uns oft aus dem Sattel.

Leute, die auf Dankbarkeit rechnen, sind Kapitalisten der Wohltätigkeit.

Alle machen Fehler, deshalb versieht man die Bleistifte mit Gummiköpfen.

Frauentränen sind der erquickende Regen, der die Modebazars zur Blüte bringt.

Es gibt Männer, die nie zur richtigen Zeit sprechen, und Frauen, die nie zur richtigen Zeit schweigen können.

Alle Aemter haben ihre Lasten, und die geringsten drücken schwer, wenn sich die Schultern zum Tragen nicht fügen.

Ein Glück für das Glück, daß es blind ist. Wenn es oft seine Günstlinge sehen könnte, würde es sich aus Scham verkriechen.

Wenn ein Kongreßmann Blumensamen an die Wähler seines Distrikts aussendet, so redet er damit zu ihnen in der Blumensprache.

Sei wie der Papierdrache der Kinder: suche immer höher zu steigen; sei aber nicht wie ein Papierdrache: jage niemals ins Blaue hinein.

Den Männern nicht gleichartig, aber gleichwertig sein. Danach müssen wir Frauen streben und in diesem Sinne auch politisch tätig sein.

Sei dem Eckstein ähnlich, an dem alle Gefahren abprallen; sei aber nicht wie ein Eckstein, der fortwährend zum Stein des Anstoßes wird.

Wie viel Mühe geben sich doch die Menschen, um einen Kleinen groß zu machen, noch mehr Mühe jedoch, um einen Großen klein zu machen!

Wie haben doch so große Gewalt
Die kleinen Wörtchen: neu und alt!
Wie vieles lobt und preist man gern,
Nur weil's antik — nur weil's modern.

Die echte Gerechtigkeit ist das Kind der Vernunft und der Liebe. Die falsche das des kühl berechnenden Verstandes und der Rachsucht. Nur die erste kann heute Staaten und Völker vom Hasse erlösen. Leider aber herrscht fast nur die zweite.

In unsicherer Zeit ist es gut, für ein Ziel zu arbeiten, dessen Verwirklichung nicht äußere Bedingungen geknüpft ist. Die Entfaltung der Mütterlichkeit in der Gesellschaft ist ein solches Ziel.—

—Gertrud Bäumer.

Viele, ja die meisten Erzieher meinen noch immer, die Erziehung der Jugend bestände in möglichst großer Beschränkung jeder Freiheit. Kennen denn diese Herren nicht das Gesetz von der zurückgedrängten Kraft, die sich früher oder später rächen wird?

Klug sein und weise heißt: die Welt zu nehmen
Mit allen ihren Uebeln und Problemen,
So, wie sie ist; nicht unnütz sich zu grämen,
Genuß zu schöpfen aus dem Angenehmen
Und sich dem Unbequemen anbequemen.

Wenn du in die Ehe trittst, so prüfe dich, ob du imstande bist, vierzig bis fünfzig Jahre über alles und nichts zu sprechen; viele Ehen werden nur durch Bedürfnis und Gewohnheit des Schwatzens zusammengehalten. Gleich und gleich gesellt sich gern; nur die Ehe macht eine Ausnahme, die ihr aber auch nur ausnahmsweise bekommt.